

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geueke

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden

Abdruck aller Artikel verboten

Nummer 14

Sonntag, den 4. März 1917

35. Jahrgang.

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 4. März: 2. Fastensonntag, Casimir; Montag, 5. März: Friedrich; Dienstag, 6. März: Fridolin; Mittwoch, 7. März: Thomas von Aquin; Donnerstag, 8. März: Johannes von Gott; Freitag, 9. März: Franziska; Samstag, 10. März: 40 Märtyrer.

*

Zweiter Fasten-Sonntag

Evangelium des hl. Matthäus 17, 1—9.

In jener Zeit nahm Jesus den Petrus, Jakobus und Johannes, dessen Bruder, mit sich und führte sie abseits auf einen hohen Berg. Da ward er vor ihnen verklärt; und sein Angesicht glänzte wie die Sonne, seine Kleider aber wurden weiß wie der Schnee. Und siehe, es erschienen ihnen Moses und Elias; die redeten mit ihm. Petrus aber nahm das Wort und sprach zu Jesus: Herr, hier ist gut sein für uns; willst du, so wollen wir drei Hütten machen, die eine, dem Moses eine und dem Elias eine. Als er noch redete, siehe, da überschattete sie eine lichte Wolke. Und siehe, eine Stimme aus der Wolke sprach: Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe; diesen sollt ihr hören! Da die Jünger dieses hörten, fielen sie auf ihr Angesicht und fürchteten sich sehr. Und Jesus trat hinzu, berührte sie und sprach zu ihnen: Stehet auf und fürchtet euch nicht! Als sie aber ihre Augen aufhoben, sahen sie niemand als Jesus allein. Und da sie von dem Berge herabstiegen, befahl ihnen Jesus und sprach: Saget niemanden dieses Geistes, bis der Sohn des Menschen auferstanden sein wird.

*

1. Als Salomon zur Regierung kam, betrachtete er es als seine erste Aufgabe, das Vermächtnis seines Vaters auszuführen und dem Herrn einen Tempel zu bauen. Unermeßliche Schätze an Gold und Silber und sonstigen Kostbarkeiten hatte David angesammelt, die er vor seinem Tode seinem Sohne übergab. Aber es fehlte noch viel, namentlich gebrach es an baufähigen Handwerkern. Die Baukunst hatte sich zu Davids Zeiten nicht recht entwickeln können, da die Baukunst des Königs darauf gerichtet war, die Grenzen des Reiches zu sichern und das Land vor inneren Unruhen zu bewahren. Ferner war bei der Armut des Landes an edlen Holzarten und besseren Steinarten darauf zu sehen, daß aus dem Auslande das nötige Baumaterial herbeigeschafft wurde. Eine Gesandtschaft des Königs Hiram von Tyrus (Hauptstadt von Phönizien an der mittelländischen Küste), die ihm zu seiner Thronbesteigung Glück wünschten und die schon mit David geschlossene Freundschaft erneuern sollte, bot Salomon die willkommenen Gelegenheit, mit diesem König darüber in Unterhandlung zu treten. Tyrus war damals eine reiche üppige Stadt. Ueberall an den Küsten des Mitteländischen Meeres, selbst in Spanien, hatten die Phönizier Kolonien angelegt, die unermeßliche Reichtümer in die Heimat brachten. Ein unerhörter Glanz und Luxus war die Folge. Die Wohnungen der Tyrer waren Paläste von Gold und Marmor. Da war es kein Wunder, wenn in einer solchen Stadt Handwerk und Künste blühten, die die Aufmerksamkeit der Nachbarn auf sich lenkten. Salomon schloß also mit König Hiram einen Vertrag auf Lieferung von edlem Tannen- und Cedernholz, sowie Bausteinen vom Libanon. Von dem Umfang der Vorbereitungen für den Tempelbau kann man

sich einen Begriff machen, wenn man die im 3. Buch der Könige, Kap. 6, angegebenen Zahlen heranzieht. Darnach stellte Salomon 30 000 israelitische Werkleute, die im Libanon mit Hiram Leuten beschäftigt waren, ferner 70 000 Lastträger und 80 000 Steinhauer. 3300 Kasseher und 200 Oberaufseher hielten dieses Arbeiterheer in Zucht und Ordnung. Das Holz und die Steine wurden schon auf dem Libanon fertig zugeschnitten und gemeißelt, dann ans Meer geschafft und hier auf Flößen nach Joppe, dem israelitischen Hafen, gebracht, von wo sie nach Jerusalem kamen. Im vierten Jahre seiner Regierung begann Salomon den Bau, nach sieben Jahren war er vollendet. Die Baupläne hatte bereits David unter göttlicher Eingebung entworfen, wie die hl. Schrift bemerkt. Was die alte Welt an Kostbarkeiten und Glanz ausbieten konnte, das wurde zum Tempelbau genommen. Mit verschwenderischer Fülle wurde Gold und Silber verwandt. Das Allerheiligste insbesondere war mit den ausserlesenen Kostbarkeiten ausgestattet und mit besonderer Kunst angefertigt. Auch alle Gerätschaften des Heiligtums, der Brandopferaltar, zehn goldene Tische für die Schaubrote, zehn goldene Leuchter, 100 goldene Schalen, sowie eine große Anzahl anderer Geräte waren vom reinsten Gold. Doch blieb noch viel Gold und Silber übrig, das Salomon im Tempelschatze niederlegte.

Unter den Künstlern, die die heiligen Geräte anfertigten, erwähnt die hl. Schrift einen, der wie der König Hiram hieß und der Sohn eines Tyrers und einer Israelitin war. König Hiram schätzte ihn so, daß er ihm den Ehrennamen „mein Vater“ gab. Er verstand sich auf alle Arbeiten in Gold, Silber, Erz, Eisen, Stein, feinen Webereien und namentlich auf Bildschnitzereien.

Der salomonische Tempel war das reichste, großartigste Bauwerk der alten Welt, und auch später ist etwas ihm Ähnliches nicht wieder entstanden. Es war das auch nicht anders zu erwarten, da Gott ja selber die Pläne zum Bau lieferte und zur Beschaffung der edlen Baumaterialien beitrug. Man kann nun fragen, weshalb wohl Gott den Juden ein so kostbares Bauwerk erziehen ließ, während er in der christlichen Kirche mit ihrem doch weit überragenden liturgischen Gottesdienste und ihrer sakramentalen Gottesgegenwart sich mit ganz einfachen Gotteshäusern begnügt. Gott hatte seine weisen Ziele, als er David und Salomon die Anregung zum Bau eines großen Nationalheiligtums gab. Gott bequemt sich bei seinem Verkehr mit den Menschen den menschlichen Schwächen und Gewohnheiten an. Das sehen wir auch hier wieder. Das israelitische Volk sollte der Träger der göttlichen Offenbarung sein, es sollte der Menschheit den Glauben an den wahren Gott und an die Erlösung erhalten. Israel mußte also möglichst isoliert bleiben von der übrigen Welt, damit die Gefahr der Verführung zum heidnischen Götzkult hintangehalten wurde. Durch Schaffung eines eignen national-religiösen Mittelpunktes, eines Heiligtums mitten im eignen Lande, wurde das Volk für den Gottesdienst dieses Heiligtums stark interessiert und damit der wahren Religion erhalten. Dieser Gottesdienst wurde auf Anordnung Gottes recht feierlich und eindrucksvoll gehalten. Dem prunkliebenden Orientalen sollte zudem die Erbauung eines alle Pracht und allen Glanz in sich vereinigenden und die heidnischen Heiligtümer weit in den Schatten stellenden Tempels entgegenkommen. Das wankelmütige israelitische Volk hatte dann auch äußerlich seinen Grund, sich vom Jahwedienst abzuwenden und den frem-

den Göttern nachzuhängen. Demselben Ziele diente die streng bindende Vorschrift des Gesetzes, daß jeder männliche Israelit von seinem 12. Lebensjahre ab dreimal im Jahre (Östern, Pfingsten, Laubhütten) nach Jerusalem wallfahren und im Tempel die vorgeschriebenen Opfer darbringen mußte. Das Zusammenströmen von Hunderttausenden, die gegenseitige Aussprache, der erhebende feierliche Gottesdienst im Tempel war geeignet, das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Ueberlegenheit über andere Völker und der Ergebenheit gegen Javeh wachzurufen und zu festigen.

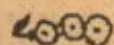
Der Tempel des Salomon ist zerstört. Gott hat das höchste Heiligtum der jüdischen Nation in Schutt und Trümmer sinken lassen, nachdem etwas Besseres an seine Stelle getreten war: die leibhaftige Gegenwart Gottes im Tabernakel der katholischen Kirche. Der jüdische Tempel war ja nur das Vorbild, das katholische Gotteshaus die Erfüllung. Deshalb ist jede Kirche, in der unter den sakramentalen Gestalten des Brotes Gott wahrhaft, wirklich und wesentlich anwesend ist, reicher und ehrwürdiger, als der salomonische Tempel mit all seiner Pracht und Herrlichkeit, auch wenn diese Kirche äußerlich einen recht ärmlichen Eindruck macht. Gleichwohl legen wir Katholiken Wert auf eine schöne Ausstattung unserer Gotteshäuser, getreu dem Worte des Psalmisten: Herr, ich liebe die Pracht deines Hauses und den Ort der Wohnung deiner Herrlichkeit. (25. 8.) Und es ist das Bestreben eines jeden Seelforgers, das Gotteshaus seiner Gemeinde und die innere Einrichtung immer mehr der Würde und der Heiligkeit einer Wohnung Gottes anzupassen und die ganze Gemeinde dafür zu interessieren. Wenn auch an dem äußeren Bau der Kirche nichts mehr geändert werden kann, so kann doch die innere Ausstattung, wie Altäre, Paramente, nach und nach auf einen Stand gebracht werden, der den Ansprüchen der Kunst, der Schönheit wie der Würdigkeit gerecht wird und einen wertvollen Beitrag zur Übung der gottesdienstlichen Freude und damit der Frömmigkeit bildet.

Hier und da werden tabelnde Bemerkungen über den in unseren Kirchen angewandten Schmuck laut, und man sagt: Wozu soviel Aufwand machen! Mit dem Geld könnte man etwas Nützlicheres tun. Das aber ist die Sprache des Judas, als er sah, wie Maria Magdalena mit kostbarem Del die Füße Jesu salbte. Wozu diese Verschwendung! sagte er, man hätte diese Salbe um mehr als dreihundert Denare verkaufen und den Armen geben können. So wie Jesus Magdalena in Schuh nahm und ihr Tun verteidigte, so hat auch die Kirche von jeher es gelobt, wenn die Kirche, die Wohnung des Allerhöchsten, mit den Gaben geschmückt wird, die die dankbare Liebe der Gläubigen spendet. Etwas Unrechtes könnte nur dann gefunden werden, wenn eine Kirche über ihre Verhältnisse hinaus mit Kostbarkeiten überladen wäre, dafür aber das lebendige Gotteshaus der unselbstigen Seelen, das religiöse Leben der Gläubigen, arm und entwidelt oder gar tot.

2. Der Tempel in Jerusalem war der Mittelpunkt des jüdischen Gottesdienstes, der Ort, wo allein im Lande die Opfer dargebracht werden durften. Etwas Ähnliches ist jede Kirche in der Gemeinde. Hier versammeln sich die Gläubigen, um mit dem Priester zu beten und zu opfern; aber nicht bloß einmal im Jahre, sondern täglich dürfen sie vor dem Herrn erscheinen und ihre Bitten und Wünsche vorbringen. Glücklich die Familie, die wenigstens eine

Person zum täglichen Opfer der hl. Messe entsendet. Der Segen aus der hl. Messe geht mit ihr heim und lagert wie die Geheimnisvolle Wolke im heiligen Felt über der ganzen Familie und teilt Glück und Zufriedenheit, Freude und Frieden an alle aus. Täglich eine hl. Messe! Laßt euch, ihr hinter der Front, erzählen von unseren Kriegern draußen, wie sie jetzt das Glück einer hl. Messe zu schätzen wissen. Nur wenige aus ihnen, die immer in der Umgebung des Feldgeistlichen weilen, haben das Glück, jeden Morgen dem geheimnisvollen Opfer beizuwohnen. Aber die anderen, wenn es ihnen gemeldet wird, daß der Priester in der Nähe ist und in einer zugigen Scheune, in einer zerbrochenen Kirche, oder unter den kahlen Bäumen des Waldes die heiligen Geheimnisse feiern will, wie sie sich freudig rüsten, ihre Uniform in Ordnung bringen und, wenn auch müde und schläfrig und hungrig, so doch voll heiligen Gottesglüdes zur angesagten Stunde sich finden und der priesterlichen Handlung folgen. Sie spüren es am eignen Leib, was eine Messe ihnen wert ist, was sie für eine Aenderung in ihrem Innern hervorbringt, in ihrem Denken und Begehren, Tragen und Aushalten, Siegen und Sterben. Derselbe Herrgott aber, der auf blutigem Schlachtfelde unter seinen Kriegern weilt, weilt in der Heimat auf dem Altare der Kirche und gibt auch hier die Kraft zum Aushalten, zum Durchhalten. Und haben wir nicht jetzt auch allen Grund, stark zu sein, damit das letzte, große, schwere Opfer, das uns noch bevorsteht, großmütig gebracht werde? Was von uns nunmehr verlangt wird, an Entbehrungen und Entfaltungen auf dem Gebiete der Ernährung, ist schwer und hart. Es wird aber erleichtert, wenn wir die religiösen Erwägungen hinzunehmen, die uns vom Opfer der hl. Messe kommen. Denn Jesus in der hl. Messe sagt uns: Sei auch heute wieder stark. Das Vaterland verlangt das Opfer. Es ist Gottes Wille, Gottes Fügung. Wenn sich andere durch Wort und Tat ver-sündigen, mache du das Unrecht nicht mit. Wenn du empört bist über das mannigfache Unrecht, das du beobachtest, über die Ausbeutung der Not des Nächsten, dann füge nicht auch noch deine Sünde hinzu, sondern überlaß Gott die Strafe, der jeden zu finden weiß, der nach dem Kriege nicht in allem seine Hände in Unschuld waschen kann. So spricht Gott zu dir morgens vom Opferaltar aus. Wer diese Sprache vernimmt, wer sie zu deuten weiß, für den fällt das harte Kriegsoffer nicht schwer, auf jeden Fall trägt er aber weit leichter daran als ein anderer, der jede religiöse Erwägung von sich weist und auch der Stätte fernbleibt, wo die Gnade ihn treffen und erleuchten kann.

Kein Leben ohne Opfer. Sogar das Leben unseres Erlösers und seiner Mutter war ein beständiges Opferleben. Das Opferleben Jesu wird noch heute fortgesetzt, denn in jeder hl. Messe tritt Jesus vor seinen Vater hin und bietet ihm sich, seine Verdienste als Opfer für uns dar. Darfsten wir da zurückbleiben. Was also die letzte opferreiche Kriegszeit uns an Opfern auferlegt, laßt uns bringen großmütig und hochherzig. Laßt uns die Kraft dazu uns hofen täglich beim Opfer des Altars.



Der hl. Kasimir — der Schutzpatron Polens

(4. März.)

In kurzem vollendet, hat er viele Jahre erreicht! (B. d. Weich. 4, 13.)

Jetzt, wo die Gescheide Polens die Blicke aller Völker auf sich lenken, wendet auch mancher wieder seine Aufmerksamkeit den großen, edlen Gestalten zu. Der Katholik wird sicherlich auch die heiligen Männer dieses heimgeführten Volkes nicht vergessen; sie verdienen es nicht — am allerwenigsten der Schutzpatron Polens, der hl. Königssohn Kasimir.

Kasimir war der Sohn Kasimirs des Dritten von Polen und seiner Gemahlin Elisabeth von Oesterreich. Er war das dritte Kind von dreizehn und wurde am 6. Oktober 1458 geboren. Auch bei Kasimir wurden die Reime künftiger Heiligkeit von der frommen Mutter gelegt. Die Liebe zum Heilande und zur Gottesmutter, die väter so hoch im Herzen des Heiligen loberte, ist Muttererbe, aber entwidelt wurde dies Muttererbe durch einen gelehrten und seeleneifrigen Priester namens Dlugosz, dem bedeutendsten Geschichtsschreiber Polens, der als erwählter Erzbischof von Lemberg starb. Weltliches Streben und himmlisches Ringen suchte der Erzieher im Leben seines hohen Jünglings zu völliger Harmonie zu vereinigen. Diese wahrhaft priesterliche Sorge lohnte Kasimir durch willige Folgsamkeit und dankbare Liebe. So kam es, daß die Jugend dieses Heiligen nicht nur rein und erhaben über alles Niedere blieb, daß sie auch den fröhlichen Ernst eines zielbewußten Lebens an sich trug. Der Ernst fand seinen Ausdruck in einer großen Bußstrenge — der königliche Prinz konnte des Nachts stundenlang auf dem harten und kalten Boden knien und da in herzlicher Liebe der Leiden seines Gottes gedenken. Ueber diesen Werken, die ihn mit Gott stets inniger verbanden, vergaß er aber keineswegs, daß er auch ein mit irdischen Gütern reich gesegnetes Menschenkind war; er ließ den Armen nicht geben, sondern gab ihnen selbst und zwar mit einer Freundschaft, die die Gaben verdoppelte; die auch das Herz des Armen erquickte. Als ihn einmal ein paar Hofsleute tadelten, daß er sich doch allzu sehr an die Bettler wendete, gab er die herrliche Antwort: „Ich bin lange noch kein König wie Jesus, der Gottessohn. Dieser stieg vom Himmelsthrone herab zu uns elenden Menschen, entäußerte sich von allem, um uns zu bereichern. Er sagte, wer den Armen diene, der diene ihm; eine größere Ehre aber verlange ich nicht als Jesu zu dienen.“

Die Ungarn waren damals mit ihrem Könige Matthias Corvinus so unzufrieden, daß sie den dreizehnjährigen Polenprinzen Kasimir zu ihrem Fürsten wählten; Kasimir zeigte wenig Lust, unter solchen Umständen auf einen Thron zu gelangen, als aber sein Vater ihm befahl, die angebotene Krone anzunehmen, zog er mit 20 000 Streikern, die der Vater zur Verfügung gestellt hatte, nach Ungarn; wo unterdessen König Matthias wieder Boden gewonnen hatte. Mit einem mächtigen Heere zog er Kasimir entgegen. Da zudem Papst Sixtus der Vierte auf die Seite des bisherigen Ungarkönigs getreten war, zog Kasimir wieder heim, voll Freude, daß er den weltlichen Sorgen entronnen sei.

Doch nicht lange darauf kamen die Ungarn von neuem und baten ihn, doch ihren Königsthron zu bestiegen; diesmal schlug er ohne weiteres Bedenken das Angebot aus. Da der Vater seinen klugen und frommen Sohn sehr schätzte, ließ er ihn mehr und mehr Einfluß auf die Regierung des Landes gewinnen. Und da der Heilige tief vom wertvollen Einfluß der Religion überzeugt war, suchte er diesen Einfluß zu stärken und zu mehren; und da er sah, wie die schismatische Sekte der Ruthenen nicht nur in religiöser Beziehung vom Uebel war, sondern auch die staatlichen Verhältnisse ungünstig beeinflusste, bewog er den Vater, zu verordnen, daß die Kirchen, die sie widerrechtlich den Katholiken entziffen hatten, wieder den rechtmäßigen Besitzern zurück-erstattet würden.

Je mehr aber Kasimir Herr des Irdischen wurde, umso mehr wuchs auch sein Erbarmen mit den Notleidenden. Die großartige Betätigung seiner Nächstenliebe brachte ihm die Ehrennamen ein: „Vater der Armen, Vormund der Waisen, Tröster der Bedrängten, Verteidiger der Unschuld.“

Als der Prinz vierundzwanzig Jahre alt war, erkrankte er schwer; die Ärzte behaupteten, es könne ihn nur eins retten: die Ehe. Die Eltern und Geschwister, weltliche und geistliche Ratgeber drangen in ihn, doch dem Räte der Heilkundigen zu folgen; doch Kasimir erklärte: „Ich habe die Jungfräulichkeit gelobt; lieber erleide ich den Tod, als daß ich mein Gelübde breche, und lieber wollte ich tausend Leben hingeben, als die unverfehrte Keuschheit zu verlieren!“

Er blieb bei seinem festen Vorsatz, und jubelnd vernahm er die Nachricht, daß er zu seinem Heilande heim solle. In wahrhaft himmlischer Ruhe bereitete er sich auf seine Sterbestunde vor und im Rufe des Gekreuzigten ging seine reine Seele hinüber in die ewige Heimat — am 4. März 1484. Da an seinem Grabe viele Wunder geschahen, sprach ihn Papst Leo der Zehnte 1522 heilig. Seitdem gilt er auch als Patron Polens.

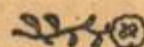
Dem hl. Kasimir wird das bekannte Marienlied:

„Alle Tage sing und sage Lob der Himmelskönigin!“ zugeschrieben.

Wenn nach neueren Forschungen dies herrliche Lied auch den hl. Anselm von Canterbury zum Verfasser hat, so ist doch sicher, daß der heilige Kasimir seine heldenhafte bewahrte Keuschheit einer außerordentlich eifrigen Marienverehrung mit zu verdanken hat. Die Fürbitte der allerreinsten Jungfrau hat ihm zum Kampfe um dieses hehre Gut überreiche Kraft ersiekt; und von jeher galt im christlichen Volke die Verehrung der Gottesmutter als eines der vorzüglichsten Mittel, die standesmäßige Reinheit zu bewahren. Nicht nur die Fürbitte der Gottesmutter hat da eine große Macht, schon der Gedanke an diejenige, die ohne alle Makel in die Welt trat, die ohne den geringsten Fehl die Wege eines standesgeborenen Geschlechtes ging, hebt die Seele hinaus über die berausenden Lodungen der Sinnlichkeit!

D empfehle meine Seele, daß sie nimmer wankt und fällt.
Deinem Sohne; er verschone sie im Schiffsbruch dieser Welt!

P. S. B., O. F. M.



Weggeleitet zum Glücke

Von P. S. B., O. F. M.

Von den sittlichen Tugenden.

(Fortsetzung.)

Die Keuschheit: Mittel zu ihrer Bewahrung.

Es ist etwas Herrliches um die Tugend der Keuschheit, ganz gleich, ob sie im jungfräulichen, ehelichen oder Witwenstande geübt wird. Diese Tugend ist aber auch durchaus notwendig für den Eintritt in den Himmel. Keine Wahrheit ist in der hl. Schrift deutlicher bezeugt; der hl. Paulus tritt für diese Wahrheit mit aller Schärfe an vielen Stellen ein. Aber auch keine Tugend ist zarter als sie. Der hl. Bernhard vergleicht sie mit der zartesten aller Blumen, mit der Lilie, und dies Bild ist uns ganz geläufig geworden. Wie der leiseste Hauch den schneigenen Schmelz dieser reinen Blume trübt, so nimmt auch die leiseste unrechte Berührung der Keuschheit den zarten Zauber, der Himmel und Erde entzückt. Wenn dem so ist, dann schaut jeder ernste Liebhaber, dieser herrlichen und notwendigen Tugend, nein, jeder ernste Christ mit Sorgfalt nach den Mitteln aus, die zu ihrer Bewahrung irgendetwas brauchbar sind.

Vater Aroaz und Vater Faber aus der Gesellschaft Jesu hatten jederzeit freien Zutritt zum Hofe König Philipps des Zweiten von Spanien, und da sie auch die Beichten vieler Frauen dort hören mußten, wunderte sich König und Hof, daß beide sich auch nicht das Geringste vergaben. Eines Tages fragte deshalb der Fürst den Vater Aroaz: „Man hat mir erzählt, daß die Väter von der Gesellschaft Jesu ein Kraut bei sich trügen, das die Kraft hat, die Keuschheit zu bewahren — wie ist das?“ Der Vater, der sehr fein und artig war, antwortete: „Man hat Eurer Majestät die Wahrheit gesagt!“ Da rief der König: „Bei Eurem Leben, sagt mir, was für ein Kraut das ist!“ Der Vater erwiderte: „Majestät, das Kraut, das die von der Gesellschaft Jesu tragen, um die Keuschheit zu bewahren — ist die Furcht Gottes unseres Herrn. Sie ist es, die diese Wunder tut, denn sie hat die Kraft, die Teufel in die Flucht zu jagen, wie der auf die Blut gelegte Fisch des Tobias.“ So wird im Leben des hl. Ignatius erzählt.

Diese Antwort des geistreichen Jesuiten stimmt ganz mit dem Worte der hl. Schrift überein, das da lautet: „Die Furcht des Herrn hast du das Böse!“ (Spr. 8, 13.) Und ferner: „Die Furcht des Herrn ist Weisheit und Bucht!“ (Sir 1, 34.) Das liegt so klar an der Oberfläche, daß es keines Beweises bedarf. Es ist ja ausgeschlossen, daß du in Gegenwart eines achtungsgebietenden Menschen, überhaupt in Gegenwart eines anderen Menschen — er müßte denn ein Mitgenosse deiner Sünde sein — eine Tat begehest, die dieser Tugend entgegensteht: so wirst du dich auch nicht getrauen im Angesichte deines Gottes die Schranken der Sittlichkeit zu durchbrechen. Und du stehst immer vor deinem Gotte, und die Furcht des Herrn bringt dir diese Wahrheit so recht lebhaft vor die Seele. Bekannt ist dir ja das Wort des ägyptischen Josephs. Als ihn das pflichtvergessene Weib des Putiphar zur Verleitung dieser Tugend bringen wollte, sprach er: „Wie könnte ich also ein so großes Unrecht tun und wider meinen Gott sündigen?“ Nicht zeitlicher Nachteil, nicht die Furcht vor irdischem Verluste, vor irdischer Strafe hielt ihn ab von der ehrlosen Tat, sondern der Gedanke an den, der Leib und Seele nach dem Worte des göttlichen Heilandes in die Hölle stürzen kann. Gerade auch in dieser Hinsicht bleibt es immer wahr, was der weise Sirach sagt: „Die Wurzel der Weisheit ist die Furcht des Herrn, und ihre Zweige sind langes Leben... Die Furcht des Herrn vertreibt die Sünde; und wer keine Furcht vor Gott hat, der kann nicht gerechtfertigt werden.“ (Sir. 1, 25, 27, 28.) Die Furcht des Herrn vertreibt jeden Gedanken an Unkeuschheit, so erhält sie den Leib, daß er in frohem, langem Leben seine Kraft verbraucht, und daß des Menschen Seelenkräfte sich gleichfalls ungehindert entfalten und wahre Weisheit seine Wege lenkt. Deshalb sollten vor allem Eltern in ihren Kindern diese heilige Güterin dessen, was doch jeder Vater und jede Mutter im Sohne und der Tochter rein bewahrt sehen möchte, nicht nur erhalten, sondern immer mehr ausbilden, sie geben ihnen damit einen treuen Schützer an die Seite für einen Weg, der nicht leicht unberührten Dergens gegangen wird, den nur die Besten und Stärksten feuchten Leibes und feuchten Geistes gehen.

Ferner: Willst du keusch bleiben, dann sei nüchtern und mäßig! In den Büchern des alten Testaments steht das Wort: „Der Wein macht unkeusch und die Trunkenheit aufrührerisch: wer immer daran Lust hat, wird nicht weise werden.“ (Spr. 20, 1) und im Neuen: „Verzweifle nicht mit Wein, worin Ausschweifung liegt, sondern seid voll des heiligen Geistes!“ (Eph. 5, 18.) Man braucht nur die Erfahrung zu befragen, um zu verstehen, wie sehr diese Mahnungen der hl. Schrift in der Natur begründet sind. An den Städten der Unmäßigkeit herrscht auch die Unreinheit. Besonders, wenn die Jugend den Leib in den Jahren der Entwicklung mit Speise und Trank überfüllt, dann werden die Kräfte, die von innen heraus am meisten nach der Befriedigung der niederen Triebe drängen, geradezu groß gezogen; eine unheilvolle Macht wird da begünstigt, der schlimmste Feind wird so — um mich zeitgemäß auszudrücken — mit Munition versorgt. Die rastlos arbeitende Abstinenzbewegung hat sicherlich auch in dieser Hinsicht ein großes Verdienst, um diese Bewegung besonders auch unter der Jugend zu pflegen, sollte Herzensangelegenheit eines jeden sein, der es gut mit der sogenannten sittlichen Erziehung der Jugend meint.

Doch in dieser Angelegenheit sollten wir nicht nur negativ, sondern auch positiv arbeiten, d. h. wir sollten nicht nur meiden, durch „Zubiel“ den Körper zu belasten, wir sollten durch Abkühlung den Körper hinüberheben über die Gefahr. Der hl. Paulus sagt mit Bezug auf unseren Gegenstand: „Ich züchtige meinen Leib und bringe ihn in die Dienstbarkeit.“ (1 Kor. 9, 27.)

Wenn wir die moderne Jugendbewegung betrachten, dann sehen wir, wie durch Entzagen, durch Beschränken aufs Notwendigste der junge Mensch für die Kämpfe des diesseitigen Lebens eingetücht werden soll: so sollte sie auch für den Kampf der Seele vorbereitet werden. Und wenn die Kirche Fasten und Abtötung vorschreibt und

anrät, dann tut sie dies auch in der festen Ueberzeugung, daß gerade dadurch die lasterhaften Neigungen niedergebunden, der Geist aber erhoben wird, die Oberhand erhält, wie es in der Fastenpraxis heißt. Und überall, wo der Geist herrscht, da findet sittliche Reinheit nicht nur Anerkennung, sondern auch sorgfältige Pflege.



Wie Hans Sachs zu seiner Frau kam

(Nachdruck verboten.)

Hans Sachs war ein Schuhmacher und Poet dazu.

Als solcher allein würde er aber nie zu seiner Frau gekommen sein, wenn Fortuna nicht in geborgter Gestalt sich zu ihm gesellt hätte. Der junge Hans Sachs liebte Röschen, des reichen Goldschmieds Gulden Tochterlein. Er liebte sie mit der ganzen Macht seines poetischen, treuen Gemüthes und sand Gegenliebe bei ihr, leider aber nicht bei ihrem Vater. Der wollte weit höher hinaus mit seinem schönen Kinde und hatte sich einen stolzen Ratsherrn zum Schwiegersohn erkoren; in folgedessen wies er Hans Sachs, als dieser um die Hand der Geliebten warb, hochmütig zurück, indem er erklärte, sein Röschen sei zu etwas Besserem bestimmt als zur Frau eines Schuhmachers. Der arme Hans war wie vom Donner gerührt. Er schnürte sein Ränzlein und kehrte der teuern Vaterstadt den Rücken. Schon einmal war er so hinausgezogen zu den Toren der Freien Stadt Nürnberg, als er kaum 16 Jahre zählte und der Vater ihn aus dem Hause jagte, weil er über dem Versmachen und Reimeschmieden sein Handwerk vernachlässigt hatte. Damals aber war ihm das Herz nicht halb so schwer gewesen wie heute, wo all das extrahierte Glück plötzlich in Trümmern vor ihm lag. Mutlos wanderte er dahin, bis der Abend hereinzudämmern begann, und er sich im Walde auf einen Baumstumpf niederlegte, um zu rasten. Traurig ließ er den Kopf in die Hand herabsinken und hing seinen schmerzlichen Gedanken nach.

„Kennt Ihr den Weg nach Nürnberg?“ redete ihn da plötzlich eine wohlklingende Stimme an.

„Den Weg nach Nürnberg?“ wiederholte er mit trübem Nicken, „ob ich ihn kenne? Gewiß.“

„Und wollt ihr mir zeigen? Ich lohn's Euch gut.“ fuhr der Fremde, ein schöner Mann in elegantem Jagdanzug, fort. „Ich habe meine Jagdgesellschaften verloren und bin vom Wege abgekommen.“

War es eine unwiderstehliche Macht, die ihn nach Nürnberg zurückzog, war es eine Ahnung von dem Lohn, der ihm winkte, oder war es wirklich nur sein braves, hilfsberechtigtes Herz — genug, Hans willigte ein und diente dem Fremden als Führer. Da der Weg lang war und der schöne Jägersmann ihm Vertrauen einflößte, schüttelte er diesem allmählich sein ganzes kummervolles Herz aus.

„Nur den Kopf nicht hängen lassen, Freund; und Mut gefaßt!“ tröstete ihn jener. „Ist mir doch schon manches gelungen, vielleicht auch gelingt es mir, Euch zu Eurem Glück zu verhelfen. Morgen früh wollen wir weiter reden von der Sache. Vorkünftig schönen Dank für Euren Dienst.“

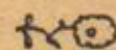
Damit schieden sie voneinander.

Der Fremde hatte so zuversichtlich gesprochen und so vornehm ausgesehen, daß Hans Sachs wirklich meinte, er könne etwas für ihn tun, und zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, verbrachte er eine schlaflose Nacht. Am anderen Morgen harrie er voll Ungeduld des Fremden, aber vergeblich; doch an Stelle desselben erschien ein prächtig gekleideter Page, der ihn, wie er sagte, zum Kaiser Maximilian zu führen den Befehl habe. Als er diesem gegenüber stand, erkannte er in ihm mit begreiflichem freudigen Schrecken den guten Bekann-

ten von gestern, dem er als Begleiter gedient, und der ihm nun lächelnd die Hand entgegenstreckte.

„Die Braut erwartet Euch im Nebenzimmer,“ redete er den vor Ueberraschung Sprachlosen an, „und Vater Gulden will Euch seinen Segen geben.“

Damit öffnete er die Türe, in deren Rahmen sich die anmutige Gestalt des lieblich erblühenden Mädchens an der Seite des reichen Goldschmieds Gulden zeigte. Die nun folgende Szene mag sich ein jeder am besten selbst ausmalen, und sei nur noch hinzugefügt, daß Hans Sachs, seit er einen so hohen Gönner und Fürsprecher gefunden, in den Augen des stolzen Goldschmieds hoch über den einst begünstigten Ratsherrn gestiegen war, und Gulden den Leuten mit erhobener Stimme erzählte: „Seine Majestät, unser Kaiser Maximilian hat für Hans Sachs um die Hand meiner Tochter Röschen geworben.“



Die schönste Musik

Von A. G. r.

(Nachdruck verboten.)

Es war in abendlicher Dämmerstunde; schwere Vorhänge wehrten auch dem matteften Tagesgrau von draußen, damit nur das Lampenlicht den Raum behaglich und warm durchleuchtete. Um diese Zeit pflegten Mütter dem Kleinsten im Hause leise das Schlafliedchen zu summen, oder der Schar, die sich schauernd-glücklich an ihre Seite schmiegt, ein Märchen zu erzählen.

Aber hier im traulichen, reichen Gemach war kein solches Familienbild zu erblicken. Keine Polster standen einladend auf weichen Teppichen; eine Reihe der kostbarsten Bilder und Statuetten zierten in künstlerischer Anordnung die Wände, und alles stand so nett, so glänzend und tadellos an seinem Plage, daß man merkte, hier trampelten keine kleinen Füßchen, hier warf kein Kinderhändchen übermütig das Spielzeug umher.

Am klangvollen Flügel saß ein noch junger Mann, Künstler durch und durch; denn Begisterung sprühte aus seinem Auge, wie er verständnisvoll und hingebend das Lied begleitete, das seine anmutige Gattin mit seelenvoller Stimme sang. Beide gingen auf in der Kunst, die das Glück und die Wonne ihrer Häuslichkeit war, und nichts hinderte sie je in ihrem Genuß. Von der schwarzen Marmorplatte des Kamins blickte wohl aus reichem Goldrahmen das Bild eines Kindes wie mit fragend großen Augen zu den beiden am Instrumente herüber; aber es war nur das Bild eines fremden Kindes, eines kleinen Verwundten.

Das Lied war aus; Kurt lächelte seiner Gemahlin Beifall. „Mir will die Frage nicht aus dem Sinn, die wir neulich im Fremdenkreise ohne schließliche Einigung durchgesprochen: welche Musik die schönste sei. Höre ich Deinen innigen, weichen Gesang, so meine ich, nichts gehe über diese Schumann-Lieder. Aber wenn ich dann im Konzert das Adagio aus der 9. Sinfonie höre, so ist mir, als sei nur ein solches Orchester mit seinem Klangreichtum eine wahre, vollkommene Musik. Und dann wieder in der Kirche das erhabene Orgelbrausen einer Bachschen Toccata, — wahrhaftig, ich wüßte mich nicht zu entscheiden, welches mir die liebste Musik sei!“

„Dum denke ich, Kurt, das Richtige sei sich an aller guten Musik zu erfreuen, ohne durch Vergleich die eine Gattung herabdrücken und die andere einseitig erheben zu wollen. Wer will es denn je endgültig entscheiden, welches die schönste Musik sei?“

Kurts Hände suchten wieder die Tasten; er erging sich in träumerischen Phantasien über das vorhin gesungene Lied. Eugenie nahm eines der zierlichen Goldschnittbüchchen vom Damenschreibtisch und blätterte gleichgültig darin. Es waren Mendelssohns Briefe; ihre

Augen fielen auf die Stelle: „Die schönste Musik, die ich je gehört, war der erste Schrei meines Kindes, — das war wahrhaft klassische Musik!“

Eugenie legte das Buch still wieder hin. Sie mochte heut abend nicht mehr singen; es hatte sich ein Schleier um ihre sonst so helle, glöckereine Stimme gelegt.



Das Beichtgeheimnis

(Fortsetzung.)

Roman von Matthias Biank.

Nachdruck verboten.

Ob der Glaube an neues Glück laut werden durfte? Nach hatte Ernst Peruz solche Fragen abgeschüttelt. Er durfte nichts hoffen. Dies erkannte er, als der Staatsanwalt seine Anklage aufrechterhielt; dieser zeichnete mit scharfen Worten das charakteristische Verhalten aller Angeklagten, die stets die Schuld jenem großen Unbekannten aufdrängen, der aber noch nie gefunden worden sei; auch in diesem Falle sei eine einwandfreie Schuld des Angeklagten erwiesen. Mit aller Schärfe kriminaler Logik baute er den Verlauf der Tat auf, wie diese auf Grund der Anklage geschehen sein müsse; der Staatsanwalt zeichnete den Charakter des Erschlagenen in scharf umrissenen Zügen, den des Angeklagten, und ließ so erkennen, wie durch den Zusammenprall der beiden in einer Angelegenheit, die eine Leidenschaft wohl am höchsten entflammte, die Tat geschehen mußte. Rüdlos war das Material, das von der Anklage zusammengetragen worden war, so daß der Staatsanwalt die Verurteilung bezüglich eines Verbrechens des Totschlages, wenn auch bei Zubilligung mildernder Umstände, fordern konnte.

In der kurzen Pause, die daraufhin eintrat, wurden in dem dichtgedrängten Zuhörerraum die Ansichten darüber ausgetauscht. An einer Verurteilung selbst war ja kein Zweifel laut geworden; am meisten aber war über das Verhalten Martha Holländers gesprochen worden. Das aber war die vorherrschende Ansicht, daß sie nun den Glauben an eine Schuldlosigkeit des Angeklagten nur deshalb ausgesprochen habe, um ihn zu retten, weil sie vorher aus gleichen Gründen die Unwahrheit erklärt hatte.

Da begann der Verteidiger. Als er jene Möglichkeit streifte, daß nach dem Beschuligten noch ein Unbekannter in das Zimmer des Toten habe gelangen können, war er damit auf allen Zügen nur einem ungläubigen Lächeln begegnet; seine Rede behauptete, daß diese vorgebrachten Indizien zu einer Verurteilung noch nicht ausreichten.

Als er geendet hatte, lag ein tiefes Schweigen im Saale. Bismlich wirkungslos waren seine Worte verhallt. Ein alter Gerichtsbaumbumler aber meinte:

„Da hätte Doktor Tiefgang schon anders gesprochen: er hätte den Fall ganz anders angefaßt.“

Es dauerte auch nicht lange, bis die Geschworenen zu einem Entschlusse gekommen waren und aus dem Beratungszimmer in den Gerichtssaal zurückkehrten. Eine bange Stille war gefolgt. Der Obmann aber verkündete mit lauter Stimme ein Schuldig eines Verbrechens unter Zubilligung mildernder Umstände. Vom Gerichtshof war dann eine Zuchthausstrafe von drei Jahren erkannt worden.

Ein erstickter Ausruf war dabei zu hören gewesen.

„Die Tochter des Erschlagenen!“ raunte man sich unter den Neugierigen flüsternd zu.

Aufrecht stehend aber hatte Ernst Peruz den Urteilspruch angehört; kein Zeichen von Schwäche hatte er erkennen lassen und ruhig folgte er den Schuldeuten, die ihn in jene Mauern führen sollten, in denen er drei lange Jahre wie ein Toter begraben werden sollte.

17. Kapitel.

Hans Schrönghammer hatte Martha Holländer aus dem Schwurgerichtssaale hinausbegleitet. Vor dem mächtigen Bau aus rotem Sandstein mit dem großen Säulenportal wartete das Automobil auf Hans Schrönghammer, der Chauffeur kurbelte den Wagen an. Martha Holländer, die ihr Gesicht stark verschleiert hatte, hing am

Arme Schrönghammers. Die Verurteilung von Ernst Peruz hatte sie so schwer getroffen, daß ihre Füße beim Gehen zitterten. Hans Schrönghammer stützte sie, als sie in den Wagen stieg. Seinem Wagenlenker gab er dann die Adresse von Holländers Wohnung an. Eine Weile waren die beiden schweigend neben einander gesessen; sie waren unter dem Eindruck der erfolgten Verurteilung, die für jedes von anderer Wirkung war. Zuerst brach Hans Schrönghammer das Schweigen:

„Eigentlich hat es gar nicht anders kommen können.“

„Doch! Er ist unschuldig!“

„Du hast es zwar für nötig gehalten, dies mit besonderem Nachdrucke öffentlich zu erklären. Du hast nun selbst gesehen, daß ich nicht der einzige bin, der nicht daran glauben kann. Am besten wäre es gewesen, du hättest meinem Räte gefolgt und wärest irgend wohin verreist. So hast du nur Sensation machen müssen, ohne etwas ändern zu können.“

Martha Holländer antwortete nicht. Was hätte es auch genützt? Er war verurteilt! Drei Jahre! Eine furchtbare Zeit. Drei Jahre sollen aus seinem Leben gestrichelt werden, drei Jahre schuldlos büßen. Dabei durfte er nicht einmal die Hoffnung in sich tragen, daß nach langer, schwerer Prüfung ihm wenigstens ein neues Glück entgegenblühen werde. Sie hatte ihn ja verraten. Sie war eines anderen Braut. Sie wußte es, daß Hans Schrönghammer sie nicht freigeben werde. Dieses zu fordern aber hatte sie kein Recht, da sie selbst an ihn geschrieben, da sie die Pflicht auf sich genommen hatte.

„Ich werde mit dir hinausgehen, denn da der Fall Peruz nun seinen Abschluß gefunden hat, so können wir jenes Gespräch weiterführen, das wir vor einiger Zeit unterbrochen hatten.“

„Ich weiß es. Ich kann jetzt nicht anders sprechen, wie ich es damals tat.“

„Du liebst also jenen anderen noch?“

„Darauf brauche ich nicht zu antworten!“

„Das aber fähle ich doch deutlich genug, daß du mich nicht liebst.“

„Du verlangst mich als Gattin. Du wolltest nichts anderes. Eine Gattin werde ich dir sein, die ihre Pflicht nie vergessen wird. Wenn du es so willst?“

„Ja! Einmal wird ja auch diese Torheit in dir ausgelöscht sein.“

Aber dabei dachte er nur an das große Erbe Holländers und daran, daß der unter seinen Füßen bereits schwankende Boden durch dessen Reichthümer wieder befestigt werde.

Martha Holländer lehnte sich mit zusammengekniffenen Lippen in den Wagen zurück; er forderte also das Opfer. So lag also eine graue, öde Zukunft vor ihr, die sie sich selbst bestimmt hatte. Würde sie also nicht ebenso schwer leiden und dulden müssen wie Ernst Peruz? Drei Jahre für ihn! Wann aber würde ihre Prüfung enden? Wenn sie vorher noch das Versprechen brechen würde, ehe sie es vor dem Altar beschwören sollte? Durfte sie es? Sie hatte es sich selbst so bestimmt und deshalb das Recht darauf verloren.

Während dieser Bewissensqualen Martha Holländers dachte Hans Schrönghammer an andere Dinge: an seine Gefahr mehr! Diese war vorbei! Ernst Peruz war verurteilt; niemand konnte gegen Schrönghammer zeugen als des Verurteilten Bruder, dessen Mund aber durch die Unverletzlichkeit des Beichtgeheimnisses verschlossen war. Ihn konnte keine Gefahr mehr quälen. Aber an das Erbe Holländers waren seine Gedanken gekommen, mit dem er bereits in neuen Plänen arbeitete; der Ehevertrag, an den er dachte, mußte

ihm vollständige Verfügungsfreiheit darüber geben. Das waren der beiden Gedanken.

Da fuhr in einer sehr kurz genommenen Kurve das Automobil in die Straße ein, in der das Haus Holländers war; aber über der Straßeneigung war ein schwerer Lastwagen gestanden. Mit einem Ruck hatte der Chauffeur noch die Steuerung auf die Seite reißen wollen. Aber es war umsonst. Der Wagen war auf den Fußsteig gedrängt worden und rampte mit der vollen Wucht seiner Geschwindigkeit an einen Reifenstein. Ein gellender Schrei. Der Wagen bäumte sich rückwärts hoch empor und die Insassen wurden in einem Bogen durch die Luft geschleudert. Hans Schrönghammer war mit dem Kopfe gegen das eiserne Schutzgitter eines Vorgartens geworfen worden. Bewußtlos, das Gesicht aus einer klaffenden Schädelswunde blutüberströmt, war er liegen geblieben. Dagegen waren Martha Holländer und der Chauffeur wie durch ein Wunder nur mit einigen Hautabschürfungen davon gekommen. Der Wagen war ein Trümmerhaufen.

Auf Anordnung von Martha Holländer war der Belebte sofort in das Haus Holländers gebracht und der Hausarzt gerufen worden.

Die beiden Brüder hatten sich nach dem Urteilsprüche im Spechzimmer des Schwurgerichtsgebäudes getroffen. Sie drückten einander die Hände, waren aber noch so erschüttert, daß sie keine Worte finden konnten. Dann hatte es der Pfarrer von Sankt Michael versucht, dem Bruder Trost zuzusprechen und ihn zu einer Revisionseinstellung zu veranlassen. Da er aber hatte Ernst Peruz nur den Kopf geschüttelt:

„Wozu? Warum soll ich die Qualen einer solchen öffentlichen Verhandlung nochmals erdulden? Die Zeugen werden nichts anderes sagen. Aber den wirklich Schuldigen, jenen Unbekannten, wird nichts zwingen, sich freiwillig der Tat anzuklagen. Auch diese drei Jahre können nicht schlimmer werden, als manche der schon vergangenen Prüfungszeit.“

Nochmals versuchte ihn der Pfarrer zu bewegen. Doch Ernst Peruz schüttelte den Kopf:

„Alles muß man ertragen lernen. Ich weiß nun, daß du an meine Schuldlosigkeit glaubst, du und Martha Holländer. Wenn du mir wirklich einen Gefallen erweisen willst, so suche sie auf, sage ihr, daß ich ihr nicht zürnen kann, da ich sie in ihrem Tun zu verstehen meine, daß ich zufrieden wäre, wenn sie glücklich werden könnte.“

Das war sein Wunsch, der sich mit ihrem Schicksale schon vollständig abgesunden und jede Hoffnung begraben hatte.

Der Pfarrer von Sankt Michael war entschlossen, wenigstens noch den Verteidiger seines Bruders zur Einlegung einer Revision zu bewegen; dann aber suchte er die Wohnung Holländers auf, um Martha Holländer den Gruß des Verurteilten zu bringen. Trotz Hans Schrönghammers!

Als der Pfarrer an der Türklode geklopft hatte, war ihm von einem Zimmermädchen geöffnet worden; dieses empfing ihn gleich mit den Worten:

„Sie kommen gerade recht, Hochwürden. Das gnädige Fräulein wollte eben nach einem Geistlichen schicken lassen.“

„Warum? Ist etwas geschehen?“ forschte Ludwig Peruz sehr erstaunt, der sich keine Möglichkeit denken konnte, warum nach ihm verlangt werden sollte.

„Ein Unglück. Herr Schrönghammer ist aus dem Automobil gestürzt. Er hat eine sehr gefährliche Kopfverwundung.“

Hans — Schrönghammer?

Dabei schien der Fuß des Pfarrers einen Augenblick zu zögern. Gottes Mühlen! dachte er.

„Ja! Ich werde Sie gleich hinführen!“

Durste der Pfarrer dabei noch zögern? Ein Kranker verlangte nach ihm! Und diesem Rufe mußte der Pfarrer gehorchen, wer ihn an ihn richten mochte.

Er trat in das Zimmer, in welches Hans Schrönghammer schwer verletzt gebracht worden war.

(Schluß folgt.)